

# Diogenes

*Leseprobe*



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

Benedict Wells

*Vom Ende  
der Einsamkeit*

*Roman*

Diogenes

Umschlagillustration:  
Elizabeth Peyton,  
>Jeanne Moreau and François Truffaut  
(The Bride Wore Black)<, 2005  
Oil on board 11 x 9 inches  
(27.9 x 22.9 cm)  
Copyright © Elizabeth Peyton  
Mit freundlicher Genehmigung der  
Gladstone Gallery, New York  
und Brüssel

*Für meine Schwester*

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2016  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
250/16/44/1  
ISBN 978 3 257 06958 7

Was folgt, ist dunkles Staunen und ein dichter Nebel, nur selten gelichtet von einigen kurzen Erinnerungen. Wie ich in meinem Zimmer in München stehe und aus dem Fenster sehe, in den Innenhof mit der Schaukel und dem Baumhaus und in das Morgenlicht, das sich in den Ästen der Bäume verfängt. Es ist der letzte Tag in unserer komplett leergeräumten Wohnung, ich höre Marty nach mir rufen.

»Jules, kommst du?«

Zögerlich wende ich mich ab. Mir geht durch den Kopf, dass ich nie wieder in den geliebten Hof hinaussehen werde, doch ich fühle nichts, nicht mal, dass meine Kindheit vorbei ist.

Kurz darauf die erste Nacht im Internat, als wir zu spät ankommen und ich von meinen Geschwistern getrennt werde. Ich gehe mit dem Koffer den kahlen, mit Linoleum ausgelegten Gang entlang, der nach Essig riecht, an der Seite eines Erziehers. Er läuft zu schnell, ich falle etwas zurück. Schließlich öffnet er eine Tür. Ein Raum mit drei Betten, zwei davon schon belegt. Die anderen Kinder blinzeln verschlafen. Um sie nicht weiter zu stören, lösche ich das Licht und ziehe mich im Dunkeln aus. Verstecke ein Stofftier unter meinem Kissen. Als ich in meinem neuen Bett

liege, denke ich an meine Eltern und an meine Geschwister, die in der Nähe sind und trotzdem ganz weit weg, und ich weine nicht, nicht eine Sekunde.

Ich erinnere mich auch noch an einen Tag im Winter, einige Wochen später. Ein böiger Wind peitscht über die hügelige, verschneite Landschaft. Ich schließe den Anorak, halte mir die Hand vors Gesicht und stapfe weiter. Meine Nase tropft, die Schuhe drücken den frischen Schnee platt, es knarzt bei jedem Schritt. Die Kälte ist ein Schock für meine Lungen. Nach einer Stunde setze ich mich auf eine eisige Bank und blicke runter ins Tal. Stumm und fremd wirkt es. Ich stelle mir vor, wie ich hinabspringe, nur wenige Meter über der glitzernden Schneekruste von der Luft aufgefangen werde, ein atemberaubender Moment. Wie ich rasch an Höhe gewinne, nach oben schieße, schneller werde, wie mir der Wind ins Gesicht weht, ehe ich mit ausgebreiteten Armen dem Horizont entgegenfliege, einfach fort. Ich betrachte wieder das Heim, so angenehm fern, und male mir aus, was sie gerade ohne mich tun. Wie sie Schlitten fahren und von Mädchen sprechen, wie sie herumalbern und einander ärgern, dabei manchmal zu weit gehen, ehe schon im nächsten Moment alles wieder vergessen ist. Allmählich treten erste Lichter aus der tiefer werdenden Dämmerung hervor, und ich denke an mein altes, vom Zufall zerschnittenes Leben in München, doch das Heimweh ist nur noch eine verblässende Narbe.

Als ich später das Internat erreiche, ist der Himmel bereits nachtschwarz. Ich öffne die Tür zum Haupteingang. Aus der Mensa wehen aufgekratzte Stimmen zu mir herüber, und ein intensiver Geruch drängt sich mir auf,

nach Essen, Schweiß und Deodorant. Die Luft durchdrungen von Erwartungen, Gelächter und unterdrückter Angst. Ich laufe den Flur entlang und sehe einen Jungen, den ich nicht kenne, auf mich zukommen. Er betrachtet mich, den Neuen, argwöhnisch. Instinktiv richte ich mich auf, versuche, erwachsen auszusehen und keinen Fehler zu machen. Der Junge geht wortlos an mir vorbei.

Ich erreiche mein Zimmer, setze mich auf mein Bett und wische mir den Schnee aus dem Haar. Ich bin einfach nur da, ein Geist, ein winziges Wesen, elf Jahre alt. Starr und leer sitze ich im Zimmer, während alle anderen beim Abendessen sind. Später werde ich für mein Fernbleiben eine Strafe bekommen. Ich blicke in die Dunkelheit hinaus.

★

Das Heim, in das meine Geschwister und ich nach dem Tod unserer Eltern kamen, war keine dieser elitären Einrichtungen mit Tennisplätzen, Hockeyfeldern und Töpfereien, die uns anfangs vielleicht vorschwebten, sondern ein billiges staatliches Internat auf dem Land, bestehend aus zwei grauen Gebäuden und einer Mensa, alles auf dem Gelände des örtlichen Gymnasiums. Morgens gingen wir mit den Landkindern zur Schule, die Nachmittage und Abende verbrachten wir auf unseren Zimmern, am See oder auf dem Fußballplatz. Man gewöhnte sich an dieses Kasernenleben, dennoch konnte es auch noch nach Jahren deprimierend sein, wenn die externen Mitschüler nach dem Unterricht zu ihren Familien durften, während man selbst wie ein Gefangener auf dem Heimgelände zurückblieb und sich fühlte, als habe man einen Makel. Die spartanischen Zimmer teilte

man mit Fremden, die manchmal zu Freunden wurden. Nach einem Jahr musste man wieder umziehen. Schwierig, sein ganzes Leben auf so wenig Zeit und Raum ausbreiten zu müssen, es gab viel Streit, aber auch nächtelange Unterhaltungen. Ganz selten sprachen wir über wirklich wichtige Dinge, Dinge, die wir bei Tageslicht nie wiederholt hätten, meistens jedoch redeten wir nur über Lehrer oder Mädchen. »Hat sie heute beim Essen wieder zu mir hergesehen?«, oder: »Wie, die kennst du nicht? Verdammt, Moreau, das ist die Schönste an der ganzen scheiß Schule.«

Viele Heimschüler waren zu Hause schon einmal auffällig geworden oder durchgefallen, manche hatten Drogen genommen. Hin und wieder wurden auch besonders kriminelle Exemplare wie Strandgut ins Internat gespült, das als staatliche Einrichtung dazu verpflichtet war, nahezu jeden aufzunehmen. Dem gegenüber stand die fassungslose Dorfjugend, die mit ansehen musste, wie die Verrückten aus der Stadt in ihre Idylle einfielen. »Bist du auch aus dem *Heim*?«, fragten sie einen dann, wobei mit »Heim« weniger Internat als Irrenanstalt gemeint war. Beim Essen schlangen wir alles in uns hinein, es gab nie genug. In uns ein Hunger, der nie ganz gestillt werden konnte. Dafür gab es im Heim ein ständiges Grundrauschen von Gerüchten, es wurde genau registriert, wer mit wem sprach, welche Freundschaften entstanden und wer bei den Mädchen hoch im Kurs stand. Nicht jede Veränderung wurde gebilligt. Es gab neue Klammotten, die von ihrem Besitzer erst stolz vorgeführt wurden und dann schnell wieder im Schrank verschwanden, wenn sie keinen Anklang gefunden hatten. Manche Heimschüler versuchten, sich über die Sommerferien ein neues

Image zuzulegen, sie kamen von zu Hause mit frischem Selbstbewusstsein, aber die meisten von ihnen waren bereits nach wenigen Tagen wieder die Alten. Man war und blieb der, für den die anderen einen hielten.

Während ich mich in den Jahren davor im Innersten sicher gefühlt hatte, gab es nun Momente, in denen ich bemerkte, wie mattes Abendlicht in einen schummrigen Flur fiel oder wie die Bäume in der Dämmerung einen gespenstischen Schatten über die Landschaft breiteten, und dann zog sich plötzlich etwas in mir zusammen. Dass ich auf einem Planeten war, der mit unglaublicher Geschwindigkeit durchs All schoss, kam mir ebenso erschreckend vor wie der neue, verstörende Gedanke, dass es unvermeidlich war zu sterben. Wie ein sich ausbreitender Riss nahmen meine Ängste zu. Ich begann, mich vor dem Dunkeln zu fürchten, vor dem Tod, vor der Ewigkeit. Diese Gedanken trieben einen Stachel in meine Welt, und je häufiger ich über all das nachdachte, desto mehr entfernte ich mich von meinen oft unbeschwerten, gutgelaunten Mitschülern. Ich war allein. Und dann traf ich Alva.

★

In den ersten Tagen an der neuen Schule machte ich im Unterricht einen Witz. In meiner alten Klasse war so etwas von mir erwartet worden, doch schon während ich auf die Pointe zusteuerte, wurde mir klar, dass es hier nicht mehr funktionieren würde. Ich blickte in die fremden Gesichter meiner Mitschüler und spürte, dass mein Selbstbewusstsein verschwunden war, und am Ende lachte niemand. Damit war meine Rolle besiegelt. Ich war der seltsame neue Junge,

der nicht darauf achtete, was er morgens anzog, und der aus Nervosität anfing, einzelne Wörter zu verdrehen: zum Beispiel »lostenkos« statt »kostenlos«. Um nicht zum Gespött der Klasse zu werden, sagte ich deshalb kaum noch etwas, und so saß ich isoliert in der letzten Bank. Bis sich nach Wochen ein Mädchen neben mich setzte.

Alva hatte kupferrote Haare und trug eine Hornbrille. Ein auf den ersten Blick anmutiges, schüchternes Landkind, das die Einträge an der Tafel mit verschiedenen Buntstiften in seine Hefte eintrug. Und doch ging noch etwas anderes von ihr aus. Es gab Tage, da schien Alva die anderen Kinder bewusst zu meiden. Dann blickte sie düster aus dem Fenster, vollkommen abwesend. Ich wusste nicht, warum sie neben mir sitzen wollte, wir sprachen kein Wort. Ihre Freundinnen kicherten, wenn sie zu uns sahen, und zwei Wochen später saß ich auch schon wieder allein in der Ecke. So überraschend, wie sie gekommen war, hatte sich Alva weggesetzt.

Seitdem sah ich im Unterricht oft zu ihr rüber. Wenn sie an der Tafel abgefragt wurde, beobachtete ich, wie sie unsicher vorne stand und die Hände hinter dem Rücken verschränkte. Ich lauschte ihrer sanften Stimme und starrte auf ihre roten Haare, auf die Brille, auf ihre weiße Haut und ihr hübsches blasses Gesicht. Vor allem aber mochte ich ihre Vorderzähne, von denen einer leicht abstand. Alva versuchte, beim Reden den Mund nicht zu weit zu öffnen, damit es keiner sah, und wenn sie lachte, hielt sie sich die Hand davor. Doch manchmal lächelte sie; dann hatte sie nicht aufgepasst, und man sah den schiefen Schneidezahn, und das liebte ich ganz besonders. Mein ganzer Lebens-

inhalt bestand darin, ihr über mehrere Bänke hinweg Blicke zuzuwerfen, und wenn sie endlich zurücksah, schaute ich verschämt weg und war glücklich.

Einige Monate später gab es jedoch einen Vorfall. Es war ein schwüler Sommertag, und wir durften in der letzten Stunde ein Video ansehen, eine Erich-Kästner-Verfilmung. Alva weinte mitten im Film. Sie saß zusammengekauert auf ihrem Platz, ihre Schultern bebten, schließlich entfuhr ihr ein Schluchzer. Auch die anderen Schüler wurden nun auf sie aufmerksam. Hastig stoppte die Lehrerin das Video – bei einer Szene, die in einem Ferienlager spielte – und ging zu ihr. Als die beiden das Klassenzimmer verließen, erhaschte ich einen Blick auf Alvas gerötetes Gesicht. Ich glaube, wir waren alle erschrocken, aber es gab kaum Gerede. Nur einer sagte, dass Alvas Vater nie zum Elternsprechtag käme und überhaupt seltsam sei, vielleicht habe es damit etwas zu tun. Ich habe oft an diese Bemerkung gedacht, aber ich habe Alva nie darauf angesprochen. Was auch immer es war – ihr Leid musste sich im Verborgenen abgespielt haben und wurde seither gut von ihr gehütet.

Ein paar Tage danach ging ich nach der Schule allein in Richtung Heim.

»Jules, warte!« Alva zog an meinem Hemd, bis ich mich umdrehte. Sie begleitete mich zum Internatseingang.

»Was machst du jetzt?«, fragte sie, als wir unschlüssig vor der Tür standen. Sie sprach immer sehr leise, so dass man sich zu ihr vorbeugen musste. Obwohl sie eine Externe war und zu Hause wohnte, schien sie nur ungern heimzugehen.

Ich betrachtete den bewölkten Himmel. »Weiß nicht... Musik hören wahrscheinlich.«

Sie sah mich nicht an und wurde rot.

»Willst du mithören?«, fragte ich, und sie nickte.

Zu meiner Erleichterung waren meine Mitschüler nicht im Zimmer. Von meiner Mutter hatte ich den Plattenspieler und ihre Sammlung geerbt, knapp hundert Alben, von Marvin Gaye, Eartha Kitt, Fleetwood Mac oder John Coltrane.

Ich legte *Pink Moon* von Nick Drake auf, eines der Lieblingsalben meiner Mutter. Früher hatte ich mich kaum für Musik interessiert, nun war es jedes Mal ein Glücksmoment, wenn die Nadel knisternd auf dem Vinyl aufsetzte.

Alva war hochkonzentriert und veränderte beim Zuhören kaum ihre Miene. »Gefällt mir sehr gut«, sagte sie. Seltsamerweise hatte sie sich nicht auf einen Stuhl, sondern auf meinen Schreibtisch gesetzt. Sie nahm ein Buch aus ihrem Rucksack und begann wortlos darin zu lesen, als wäre sie in meinem Zimmer zu Hause. Es gefiel mir, dass sie sich in meiner Nähe so wohl fühlte. Die Nachmittagssonne brach durch die Wolken und ließ das Zimmer in cognacfarbenem Licht leuchten.

»Was liest du da?«, fragte ich nach einer Weile. »Ist es gut?«

»M-hm.« Alva nickte und zeigte mir den Titel: *Wer die Nachtigall stört...* von Harper Lee. Sie war elf wie ich. Ich beobachtete wieder, wie sie im Text versank. Ihre Augen rasten die Zeilen entlang, von links nach rechts und wieder zurück, unablässig.

Schließlich klappte sie das Buch zu und inspizierte meine Sachen. Ein seltsames Wesen, das sich zu mir ins Zimmer verirrt hatte und neugierig die Spider-Man-Comics und Kameras studierte, die in meinem Regal standen. Sie nahm

erst die Mamiya in die Hand, dann die neueren Modelle, mit denen mein Vater in seinen letzten Jahren oft fotografiert hatte. Sie berührte alle Gegenstände bewusst, als wolle sie sichergehen, dass sie auch real seien.

»Ich hab dich nie fotografieren sehen.«

Ich zuckte mit den Schultern. Alva griff nach einem Familienfoto, auf dem meine Mutter und mein Vater zu sehen waren.

»Deine Eltern sind tot.«

Dieser Satz überraschte mich, ich glaube, ich stellte sogar augenblicklich die Musik aus. Seit ich auf dem Internat war, hatte ich niemandem davon erzählt.

»Wie kommst du darauf?«, fragte ich.

»Ich hab eine Erzieherin gefragt.«

»Warum?«

Sie antwortete nicht.

»Ja, sie sind vor einem halben Jahr gestorben.« Es war, als müsste ich für jedes Wort einen Spaten in einen gefrorenen Acker rammen.

Alva nickte und sah mir lange in die Augen, ungewöhnlich lange, und ich werde nie vergessen, wie wir dabei einen Blick in die innere Welt des anderen werfen konnten. Für einen kurzen Moment sah ich den Schmerz, der sich hinter ihren Worten und Gesten verbarg, und sie erahnte im Gegenzug, was ich tief in mir bewahrte. Doch wir gingen nicht weiter. Wir blieben jeweils an der Schwelle des anderen stehen und stellten einander keine Fragen.

★

Knapp drei Jahre später, Ende 1986, waren Alva und ich die besten Freunde. Mehrmals in der Woche hörten wir zusammen Musik. Hin und wieder erzählte sie mir etwas von sich, dass sie Sportler bewunderte und ihre Eltern Ärzte waren oder dass sie nach der Schule nach Russland wolle, das Land ihrer Lieblingsschriftsteller. Aber wir sprachen nie über das, was uns wirklich wichtig war, auch nicht darüber, wieso sie damals beim Filmschauen in der Klasse geweint hatte.

Unser vierzehnter Geburtstag stand bevor, und ein tiefer Graben ging durch unsere 8. Klasse. Auf der einen Seite standen Alva und jene Mitschüler, die bereits einige Jahre älter aussahen und irgendwie derber und lauter wirkten. Auf der anderen Seite standen die Spätzünder, linkische, unterentwickelte Außenseiter, zu denen ich gehörte. Ich war seit Jahren nicht mehr gewachsen, und während ich in meiner Kindheit einige Anzeichen von Begabung gezeigt hatte, verbrachte ich jene Phase meiner Jugend in anhaltender Talentlosigkeit. Schon immer hatte ich gern vor mich hin geträumt, doch daneben hatte es auch eine andere, wildere Seite gegeben. Jetzt, wo sie verschwunden war, zog ich mich immer mehr in mich zurück, und manchmal hasste ich mich im Stillen für das, was aus mir geworden war.

An einem Herbstabend besuchte ich meinen Bruder. Westflügel, zweite Etage, eine gefährliche Zone für jüngere Heimkinder wie mich, die die Pubertät noch nicht gewappnet hatte. In diesem Stock, in dem nur Sechzehn- und Siebzehnjährige untergebracht waren, war diese eigentümliche *Unruhe* zu spüren. Dieser Moment, wo es einen überkam und man aus überschüssiger Energie und Langeweile her-

aus mit einem Mal ringen, raufen, sich schlagen oder brüllen wollte. Ich beobachtete, wie einige Ältere nervös über den Flur strichen, andere saßen bei offener Tür in ihren Zimmern und starrten die Wand an, als würden sie etwas aushecken, manche von ihnen betrachteten mich mit Missfallen, wie Raubtiere, in deren Territorium jemand eingedrungen war. Ich übertreibe nur ein bisschen.

Mein Bruder wohnte ganz hinten im Gang. Im Gegensatz zu meiner Schwester oder mir hatten die letzten Jahre Marty kaum etwas anhaben können, er hatte aber auch am wenigsten zu verlieren gehabt. Er war wie eine Ameise, die nach einem Atomkrieg unbeirrt weitermachte. Inzwischen maß er eins neunzig, ein magerer Hüne mit eckigen Bewegungen, die langen Haare hatte er zu einem Zopf gebunden. Es war, als hätte man Woody Allen gezwungen, noch einmal die Pubertät durchzumachen: Er trug nur noch schwarze Kleidung und einen schwarzen Ledermantel, gab den ganzen Tag intellektuelle Anspielungen von sich, die keiner von uns verstand, und mit seiner Hakennase und der Brille wirkte er wie eine existentialistische Vogelscheuche. Bei Mädchen hatte er kein Glück, doch mit sechzehn war er der Anführer einer Bande von Käuzen und Sonderlingen geworden. Martys Schattenarmee bestand aus sämtlichen Ausländern im Internat, dazu jeder Art von Nerds und Klugscheißern sowie seinem langjährigen Zimmernachbarn Toni Brenner, dem einzigen Österreicher der Schule, der wegen seines stark wienerischen Akzents im Koordinatensystem des Internats an den Rand verbannt worden war.

Kurz vor Marty's Tür stellten sich mir zwei Jungen in den Weg. Ein Dünner – er hatte unreine Haut und glich mit sei-

nem heiseren Lachen und den hochstehenden Haaren einer Hyäne – und ein massiger Schläger, an dessen Aussehen ich mich nicht mehr erinnern kann.

»Hey, Moreau!«, sagte der Dünne und hielt mich fest.  
»Nicht so schnell.« Beide grinnten überlegen.

Wie lächerlich, dachte ich, was glaubt ihr eigentlich, wer ihr seid, ihr zwei dämlichen Clowns. Für einen Moment flammte Zorn in mir auf, wie früher, wenn ich mich geprügelt hatte. Aber dann knickte ich ein. Wem wollte ich hier was vormachen? Ich war noch nicht mal im Stimmbruch, ich war ein verdammter Witz.

So laut ich konnte, rief ich nach meinem Bruder, dessen Tür nur einen Meter entfernt war. Er reagierte nicht. Wieder rief ich nach ihm: »*Hilf mir, Marty. Bitte!*« Ich schrie und schrie, aber seine Tür blieb verschlossen.

Die beiden Jungen, die mich festhielten, grinnten wieder, dann schleiften sie mich zum Duschaum. Unterwegs schlossen sich ihnen mehrere johlende Schüler an, zum Schluss trugen sie mich zu fünft. Ich zappelte und wehrte mich, doch ich hatte keine Chance. Sie stellten mich angezogen unter die Dusche, bis ich völlig durchnässt war. Es roch nach billigem Shampoo und Moder, ich schloss die Augen, hörte das Gelächter der anderen. Dann sagte einer, es wäre doch lustig, wenn sie mich ohne Kleidung im Mädchenstock aussetzen würden. Wieder packten sie mich unter lautem Gegröle.

»Ich hasse euch!« Ich musste die Lippen zusammenpressen, um meine Tränen zurückzuhalten.

»Hört's auf mit dem Scheiß!«, sagte jemand. Ein Junge mit sandblonden Haaren hatte den Raum betreten: Toni,

der Zimmernachbar meines Bruders. Mein Herz machte einen Satz. Er war ein begnadeter Skifahrer, nicht groß, aber sehr muskulös, oft stählte er sich stundenlang im Krafraum. Toni ging zu der dürren Hyäne und schleuderte den Jungen mit einer solchen Wucht durchs Bad, dass die anderen zurückwichen.

Dann kam er zu mir. »Alles klar bei dir?«

Ich zitterte noch, das Wasser der Dusche war eiskalt gewesen. Toni legte mir die Hand auf die Schulter und brachte mich zum Zimmer meines Bruders. Er hinkte ein wenig, die Folgen seiner zweiten Knieoperation. Es war unklar, ob er seine geplante Skifahrerkarriere aufgeben musste.

Plötzlich grinste er mich an. »Hat sie schon auf den Brief geantwortet?«

Er wollte mich aufmuntern. Wie so viele andere war Toni unsterblich in meine Schwester verliebt. Vor einigen Monaten hatte ich Liz einen Liebesbrief von ihm übergeben müssen, auf den sie jedoch nie geantwortet hatte. Seitdem fragte mich Toni immer wieder im Spaß, ob Liz den Brief jetzt endlich gelesen habe.

Im Zimmer meines Bruders tropfte ich weiter den Boden nass. Marty, der in den letzten Jahren eine beachtliche Computersucht entwickelt hatte, sah von seinem Rechner auf. »Was ist denn mit dir?«

Ich ignorierte ihn und blickte nach draußen: die Fenster des Nachbargebäudes hell erleuchtet, in der Ferne die Silhouette des nächtlichen Walds. Marty tippte wieder auf der Tastatur seines gebraucht gekauften Commodore, doch durch seine aufgesetzte Geschäftigkeit schimmerte sein schlechtes Gewissen.

»Du hast mir nicht geholfen«, sagte ich. »Ich hab nach dir geschrien.«

»Ich hab dich nicht gehört.«

»Du hast mich gehört. Es war direkt vor deiner Tür.«

»Ich hab dich wirklich nicht gehört, Jules.«

Ich warf ihm einen wütenden Blick zu. »Wenn du nur die Tür aufgemacht hättest, hätten sie mich gehen lassen. Du hättest bloß rauskommen müssen.«

Mein Bruder blieb jedoch stur, so dass ich am Ende sagte: »Gib wenigstens zu, dass du mich gehört hast. Dann verzeih ich dir.«

Als Marty nach einigen Sekunden noch immer nicht antwortete, verließ ich das Zimmer. Wenn ich in jenen Jahren an meinen Bruder dachte, dann hatte ich immer das Bild einer geschlossenen Tür vor Augen.

★

Wir gingen zum See, ich wollte Alva etwas zeigen. Es war ein eisfahler Tag, und zum ersten Mal seit Jahren hatte ich eine der Kameras meines Vaters mitgenommen. Während ich dick eingepackt war, mit Anorak, Schal und Mütze, fiel mir auf, wie nachlässig Alva gekleidet war. Dünne Jeans, dazu eine verwaschene Strickjacke. Wie ein aus einer Sekte entflohenes, verwahrlostes Kind, doch obwohl sie frieren musste, ließ sie sich nichts anmerken.

Es dämmerte bereits, als wir den See erreichten. Einige Heimschüler fuhren auf dem Eis Schlittschuh.

»Komm mit.« Ich führte Alva zu einer Stelle etwas abseits. Die Stimmen der anderen waren kaum noch zu hören, wir standen allein auf dem zugefrorenen See.

Alva schrie auf. Sie hatte den Fuchs entdeckt. Durch das Eis konnte man seine erstarrte Schnauze sehen, ein Teil seines Körpers ragte jedoch noch aus dem gefrorenen See heraus, das struppige Fell war von glitzernden Kristallen übersät. Als wäre er mitten in der Bewegung eingefroren.

»Was für ein schrecklicher Tod!« Alvas Atem dampfte.  
»Wieso zeigst du mir das?«

Ich fuhr mit meinen Handschuhen über das Eis und wischte den Schnee weg, um die toten Augen des Fuchses besser erkennen zu können.

»Ich hab mal einen Hund ertrinken sehen. Aber das hier ist anders. Ich dachte, es interessiert dich vielleicht. Er wirkt so ruhig, so *ewig*.«

»Ich finde es furchtbar.« Alva wandte sich ab.

»Jetzt findest du es furchtbar, aber ich wette mit dir, in zwanzig Jahren erinnerst du dich an den eingefrorenen Fuchs.« Ich musste lachen. »Sogar auf deinem Totenbett wirst du noch an den eingefrorenen Fuchs denken.«

»Sei nicht albern, Jules.«

Ich machte einige Fotos, dann gingen wir zum Dorf zurück. Die letzten Reste von Farbe verblichen am Horizont, und die Landschaft um uns herum verlor sich in der Dunkelheit. Es wurde kälter, ich ballte die Fäuste in den Taschen. Endlich erreichten wir das Café.

Drunnen rieb sich Alva ihre Hände. Sie lackierte sich neuerdings die Nägel, und ich betrachtete misstrauisch ihre rotleuchtenden Fingerspitzen; ein Signal des Aufbruchs und der Veränderung. Wir tranken heiße Schokolade und sprachen über meine Schwester, die schon wieder Ärger bekommen hatte, weil sie nachts heimlich *ausgestiegen* war.

»Ich hab gehört, dass sie bald fliegt«, sagte ich. »Sie nimmt einfach nichts ernst.«

»Ich mag deine Schwester«, sagte Alva nur. Sie und Liz waren sich einmal flüchtig in meinem Zimmer begegnet. »Und ich finde sie wunderschön. Ich hätte gern so eine schöne ältere Schwester.«

Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte. Dann sah ich, wie die Hyäne an unserem Fenster vorbeiging. Wütend blickte ich ihm nach. Alva dagegen musterte mich auf eine Weise, die mich störte. In einem unbedachten Moment hatte ich ihr von meinem demütigenden Erlebnis im Duschraum erzählt, und nun befürchtete ich, sie könnte mich für einen Schwächling halten.

»Ich hätte ihm eine reinhauen sollen«, sagte ich großmäulig und nahm einen Schluck Kakao. »Früher hätte ich ihn einfach... Ich weiß nicht, wieso ich nichts gemacht habe.«

Alva lachte. »Jules, ich finde es gut, dass du nichts gemacht hast. Der ist doch viel größer als du.« Sie zog eine Augenbraue hoch. »Wie klein bist du eigentlich?«

»Eins sechzig.«

»Ach was, so groß bist du bestimmt nicht. Stell dich mal neben mich.«

Wir standen beide auf und stellten uns neben den Tisch. Alva überragte mich um einige peinliche Zentimeter. Sekundenlang blieben wir dicht voreinander stehen, ich roch ihr zu süßes neues Parfüm. Dann setzte sie sich wieder hin.

»Du hast übrigens einen Schokoladenschnurrbart«, sagte sie.

»Weißt du, was ich manchmal denke?« Ich wischte mir über die Oberlippe und sah sie angriffslustig an. »Das hier ist alles wie eine Saat. Das Internat, die Schule, was mit meinen Eltern passiert ist. Das alles wird in mir gesät, aber ich kann nicht sehen, was es aus mir macht. Erst wenn ich ein Erwachsener bin, kommt die Ernte, und dann ist es zu spät.«

Ich wartete auf ihre Reaktion. Zu meiner Überraschung lächelte Alva.

Ich verstand erst nicht. Dann drehte ich mich um und erkannte hinter mir einen großen Jungen aus der Mittelstufe, sicher schon sechzehn. Mit einem selbstsicheren Schauspielergrinsen kam er auf uns zu. Alva sah ihn auf eine Weise an, wie sie mich noch nie angesehen hatte, und während der Junge mit ihr sprach, spürte ich ein aschiges Gefühl der Unterlegenheit, das in den folgenden Jahren nie ganz verschwinden sollte.

★

Vor der Mensa entdeckte ich meine Schwester. Wie eine Königin thronte sie, von ihren Mitschülern umgeben, auf einer Bank und rauchte. Liz war damals siebzehn, sie trug einen olivgrünen Kapuzenparka und Chucks, die blonden Haare fielen ihr ins Gesicht. Sie war für eine Frau ungewöhnlich groß, sicherlich eins achtzig, und noch immer rannte sie lieber, als zu gehen, verwechselte Bewunderung oft mit Zuneigung und tat, wozu sie Lust hatte. Liz hatte eine spielerische Neugier auf den männlichen Körper; wenn ihr jemand gefiel, zögerte oder taktierte sie nicht, sondern schnappte einfach zu. In den Ferien ging sie häufig mit äl-

teren Bekannten weg, und schon zweimal war sie – nicht ohne Stolz – von der Polizei nach Hause gebracht worden.

Gerade erzählte sie von einer Diskothek in München, ihre Mitschüler lauschten gespannt. In diesem Augenblick trat ein Referendar an sie heran. »Liz, kommst du bitte? Deine Arbeitsstunde hat schon angefangen.«

»Ich rauch noch fertig«, sagte meine Schwester. »Und ich seh sowieso nicht ein, wieso ich schon wieder diese scheiß Arbeitsstunde machen soll.«

Liz hatte eine tiefe Stimme, die einen einschüchtern konnte. Dabei sprach sie noch immer etwas zu laut, als stünde sie auf einer Bühne. Und in gewisser Weise tat sie das ja auch.

Sie begann, sich mit dem Referendar vor allen anderen zu streiten, und brüllte immer wieder zornig: »Den Scheiß mach ich nicht, das kannst du vergessen.«

Sie duzte alle Referendare.

»Außerdem geht's mir nicht gut ...«, die Kippe im Mundwinkel, »ich bin krank.«

Dann musste sie selbst lachen. Sie nahm noch einen tiefen Zug und seufzte. »Also gut, ich komm in fünf Minuten.«

»In drei«, sagte der junge Referendar.

»In fünf«, sagte Liz. Sie grinste ihn dabei so charmant und frech an, dass er ihrem Blick ausweichen musste.

Das alles geschah kurz vor den Weihnachtsferien. Kränze hingen an den Etagentüren, beim Abendessen gab es Lebkuchen, Mandarinen, Nüsse und Punsch. Ein gemeinsames Gefühl der Vorfreude legte sich wie eine Glocke über das Heim, mich jedoch störten die Ferien. Auf dem Internats-

gelände gab es keine Eltern, was mich mit den anderen verband. War ich dann jedoch bei meiner Tante in München, während meine Mitschüler nach Hause zu ihren Familien fuhren, schmerzte es mich jedes Mal.

Unsere Tante war damals Anfang fünfzig, liebevoll und sanft, abends stets ein Weinglas in der Hand und ein Kreuzworträtsel auf dem Schoß. Der Verlust ihrer jüngeren Schwester hatte die Fröhlichkeit aus ihrem Gesicht vertrieben, sie hatte in den vergangenen Jahren zugenommen und wirkte wie jemand, der einem Spiel zusah, dessen Regeln er nicht mehr verstand. Dennoch brachte es unsere Tante fertig, immer dann ein Lächeln in ihrem Gesicht aufleuchten zu lassen, wenn wir Aufmunterung brauchten. Sie ging mit uns zum Bowling und ins Kino, erzählte Geschichten von unseren Eltern, und sie schien auch die Einzige zu sein, die aus Marty's kompliziertem Wesen schlau wurde. Nachts saßen beide oft in der Küche, tranken Tee und redeten. In ihrer Nähe verlor die Stimme meines Bruders ihren besserwisserischen Unterton, und manchmal, wenn er von seiner Chancenlosigkeit bei Mädchen erzählte, ließ er sich von unserer Tante auch in den Arm nehmen.

In den Weihnachtsferien errichteten wir in ihrem Wohnzimmer ein Matratzenlager. Liz, die alles auf einen Haufen warf. Und Marty, der seine Sachen ordentlich zusammenlegte und sein Bett so akkurat glattstrich, dass man kaum wagte, sich darauf zu setzen. Seltsam, meinen Geschwistern wieder so nahe zu sein. Wir machten sonst nur noch wenig gemeinsam, dafür bot das Internat zu viele Parallelwelten; saß man beim Mittagessen nur einen Tisch entfernt, war das bereits, als wäre man in einem anderen Land. Doch nun

lagen wir zu dritt vor dem Fernseher und sahen uns eine Dokumentation über den ägyptischen Pharao Ramses II. an. Ramses, so hieß es, habe geglaubt, er sei nicht erst seit seiner Geburt, sondern schon im Mutterleib mächtig gewesen. Er nannte es »stark im Ei«. Meine Geschwister und ich griffen dieses Bild auf. »Bist du stark im Ei?«, fragten wir einander und lachten. Und wenn wir über jemanden sprachen, der etwas verpatzt hatte, sagten wir: »Tja, was will man machen, er war eben nicht stark im Ei.«

Am Weihnachtsmorgen entdeckte ich – auf der Suche nach Kerzen – in der Abstellkammer meine Schwester. Sie schloss hastig die Tür hinter mir. »Merry Christmas, Kleiner.« Liz umarmte mich, dann drehte sie weiter ihren Joint. Hingerissen beobachtete ich, wie sie das Filterpapier ableckte und dabei die Augen schloss.

»Was läuft da eigentlich zwischen dir und Alva?« Sie nahm einen Zug und ließ den Rauch in kleinen Kreisen davonschweben. »Die wäre doch was für dich.«

»Nichts, wir sind nur Freunde.«

Meine Schwester nickte bedauernd, dann stieß sie mich an. »Hast du denn überhaupt schon mal ein Mädchen geküsst?«

»Nein, niemanden mehr seit ... *Erinnerst* du dich nicht?«

Liz schüttelte nur den Kopf. Schon immer schien sie nur in der Gegenwart zu leben und vergaß vieles wieder, während ich es liebte, das Erlebte noch lange zu betrachten und zu überlegen, wo ich es einordnen könnte.

»Kein Wunder, dass du keine Freundin hast.« Sie musterte meine Kleidung, die ich mit unserer Tante bei Woolworth gekauft hatte. »Du ziehst dich an wie ein scheiß

Achtjähriger. Wir müssen dringend mal zusammen Klammotten kaufen.«

»Ich muss also cooler werden?«

Liz blickte nachdenklich zu mir herab. »Pass auf. Was ich jetzt sage, ist sehr wichtig, das darfst du niemals vergessen.«

Begierig sah ich sie an, ich wusste, ich würde ihr jedes Wort glauben.

»Du bist nicht cool«, sagte sie zu mir. »Das ist leider so, und das wirst du auch niemals ändern können. Also versuch es gar nicht erst. Aber was du tun kannst, ist, zumindest so auszusehen.«

Ich nickte. »Stimmt es, dass du bald fliegst?«

Liz zog die Nase hoch. »Was? Wer erzählt denn so was?«

»Keine Ahnung, das sagen sie halt so. Was, wenn sie dich mal mit irgendwelchen Drogen erwischen? Ich meine nicht mit Hasch, sondern mit dem ... anderen Zeug.«

»Das werden die nicht. Ich bin stark im Ei.«

Ich hatte erwartet, dass sie hinzufügen würde: »Und solche Sachen nehme ich sowieso nicht«, doch den Gefallen tat sie mir nicht. »Weißt du«, ein hartes Lächeln, »es ist viel passiert in den letzten Wochen. Manchmal denke ich wirklich, dass ich einfach ...«

Sie rang nach Worten.

»Was denkst du? Was ist passiert?«

Offenbar amüsierte es sie, wie ich sie mit großen Augen anblickte, jedenfalls schüttelte Liz nur den Kopf. »Ach nichts, Kleiner, vergiss es. Ich fliege nicht von der Schule, okay?« Sie zwinkerte mir zu. »Eher falle ich durch.«

Später schmückten wir gemeinsam mit unserer Tante das

Wohnzimmer, im Radio liefen Chansons, und für einen Moment war es wie früher, nur dass zwei Menschen fehlten. Es war wie früher, nur dass nichts mehr wie früher war.

★

Am Weihnachtsabend eskalierte die Situation. In diesem Jahr schenkte uns Liz zum ersten Mal nichts Selbstgezeichnetes mehr, dafür begleitete sie uns beim Singen auf der Gitarre. Ich sah sie oft im Internat auf Stufen, Bänken oder der Laufbahn sitzen und konzentriert üben. Doch obwohl sie auch eine schöne Stimme hatte, weigerte sie sich, wie früher unsere Mutter *Moon River* vorzutragen.

»Eher fall ich tot um, als dass ich dieses beschissene Lied spiele.« Liz begutachtete ihre Fingernägel. »Ich habe es immer so gehasst.«

»Du hast es geliebt«, sagte Marty leise. »Wir alle haben es geliebt.«

Nach dem Essen spielten wir Malefiz. Lange sah es aus, als würde Marty gewinnen, bis meine Schwester und ich uns gegen ihn verbündeten und ihn mit den weißen Holzsteinen einmauerten. Er jaulte auf und beschimpfte uns, vor allem, als auch noch Liz gewann und danach triumphierende Schreie von sich gab.

Als wir das Spiel wieder wegräumten, ließ meine Schwester einen der weißen Steine in ihre Hosentasche gleiten.

»Als Glücksbringer«, flüsterte sie mir zu.

Das war für mich der schönste Moment an diesem Weihnachten. Der Abend schien friedlich auszuklingen, bis unsere Tante uns nach dem Internat fragte.

Während ich schwieg und Marty sich fortlaufend be-

schwerte (er hätte damals auch in einem leeren Raum Streit anfangen können), redete Liz provozierend offen über Abende am See, Partys und Jungs. Genüsslich sezierte sie die Schwächen von Lehrern oder das tollpatschige Verhalten ihrer Verehrer und brach dabei immer wieder in ein dreckiges Lachen aus.

Marty verzog das Gesicht. »Liz, musst du *immer* mit deinen Geschichten angeben? Ich will dich ja nicht unterbrechen, aber das nervt.« Ein typischer Marty-Satz. Er sagte immer: »Ich will ja nicht ...«, und tat dann das genaue Gegenteil.

Liz winkte ab. »Du bist nur sauer, weil du noch immer keine Freundin hast. Weißt du, wie man dein Zimmer im Internat nennt? Die Masturbationszelle.«

»Die was?«, fragte unsere Tante.

»Ach, halt die Klappe.« Marty spielte mit dem Kragen seines Ledermantels, den er auch in beheizten Räumen nicht auszog. Sein Gesicht hatte die Farbe von Altpapier, die langen Haare waren fettig, dazu ließ er sich seit neuestem einen Ziegenbart stehen. Ein schmutziger Kleinkrimineller aus Philly, der jederzeit einen Supermarkt überfallen und mit fünf Dollar und einer Tüte Milch flüchten konnte.

»Kümmere dich lieber darum, was sie an der Schule über dich reden«, sagte er.

»Wieso, was reden sie denn?«, fragte Liz.

»Ach, nichts«, sagte Marty, der offenbar merkte, dass er einen Fehler gemacht hatte.

Liz sah erst zu ihm, dann zu mir. »Weißt du, was er meint?«

Ich schwieg. Natürlich wusste ich, was mein Bruder

meinte. Auch mir waren die Geschichten, die man sich über unsere Schwester erzählte, zu Ohren gekommen. Es mussten Lügen sein. In die Welt gesetzt von enttäuschten Jungen oder eifersüchtigen Mädchen. Aber was wusste ich schon wirklich über meine Schwester?

»Was sagen sie an der Schule?«, fragte nun auch unsere Tante.

»Dass sie eine ... *Schlampe* ist«, sagte Marty, selbst geschockt von der Zerstörungskraft seiner Worte. Ich sah genau, dass er nicht mehr weiterreden wollte, aber er schien unter einem inneren Zwang zu stehen. »Dass sie für Drogen mit Männern schläft«, fuhr er fort. »Dass sie von einem sogar schwanger geworden ist.«

Es klirrte. Liz hatte den Löffel für das Dessert auf den Teller geworfen. Ruckartig stand sie auf und verließ das Zimmer. Sekunden später hörten wir, wie die Wohnungstür ins Schloss fiel. Ich rannte zum Fenster und sah nur noch, wie meine Schwester mit schnellen Schritten in der Dunkelheit verschwand.

Am nächsten Morgen kam sie zwar zurück, doch nur wenige Wochen nach Weihnachten schmiss Liz die Schule und verschwand für Jahre aus meinem Leben. Sie erzählte einer Mitschülerin, dass das Abitur nichts für sie sei und sie die Welt erkunden wolle. Sie müsse es tun. Damals suchte ich lange nach dem *Warum*. Täglich wartete ich auf ein Zeichen von Liz, auf einen erklärenden Brief, eine Karte oder einen Anruf. Wie ein Schiffbrüchiger, der unermüdlich an den Knöpfen eines Funkgeräts dreht, in der Hoffnung, endlich auf eine Stimme zu stoßen. Doch alles, was von meiner Schwester kam, war jahrelanges Rauschen.